

# Heidenreich | Die Zukunft der Demokratie

[Was bedeutet das alles?]

Felix Heidenreich

# **Die Zukunft der Demokratie**

Wie Hoffnung politisch wird

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14350  
2023 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,  
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen  
Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck,  
Bergerstraße 3–5, 86720 Nördlingen  
Printed in Germany 2023  
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und  
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken  
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart  
ISBN 978-3-15-014350-6

Auch als E-Book erhältlich

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)



# Inhalt

Einleitung: Ein Mangel an Zukunft	9
1. Die Erfindung der Zukunft	24
2. Die Zukunft: Welle, Reise oder ein Gebäude?	39
3. Gemachte Zukünfte – wie verteilt?	51
4. Liberale gegen republikanische Zukünfte	69
Ausblick: Ein Recht auf Zukunft	77
Anmerkungen	83
Literaturhinweise	86
Dank	88
Zum Autor	88



»Hat man sein *warum?* des Lebens,  
so verträgt man sich fast mit jedem *wie?*«  
*Friedrich Nietzsche*

»Die Zukunft war früher auch besser.«  
*Karl Valentin*

»Time is on my side.«  
*The Rolling Stones*





## Einleitung: Ein Mangel an Zukunft

Wenn von der »Zukunft der Demokratie« die Rede ist, so wird meist die Frage gestellt, ob die etablierten Formen des demokratischen Regierens die Konkurrenz mit autoritären Regimen, den Kampf gegen Antidemokraten im eigenen Land oder aber den Anpassungsdruck der Klimakrise überstehen werden. Man fragt dann, ob es Demokratien in der jetzigen, pluralistischen und liberalen Form in zehn, zwanzig oder fünfzig Jahren noch geben wird.

Die Frage nach der Zukunft der Demokratie auf diese Weise zu stellen, ist durchaus plausibel. Denn in der Tat scheint die Zukunft der Demokratie im globalen Maßstab ungewiss – und zwar nicht nur in jenem trivialen Sinne, in dem Demokratie immer schon ein großes Maß an Offenheit einschließt. Die Feinde der offenen Gesellschaft haben Zulauf, sie feiern Erfolge. Aus der immer schon latent vorhandenen Krisenhaftigkeit der Demokratie wird in vielen Ländern eine existentielle, eskalierende Krise. Faire und freie Wahlen mit einem am Ende unbestrittenen, von allen Beteiligten gleichermaßen akzeptierten Ergebnis, ein geregelter Regierungswechsel und eine professionelle Amtsübergabe – all dies ist in manchen Demokratien fraglich geworden.

Es gibt also gute Gründe, im beschriebenen Sinn nach der ungewissen Zukunft der Demokratie zu fragen. In diesem Essay soll jedoch die Fragerichtung umgekehrt werden. Die Frage »Hat die Demokratie eine Zukunft?« lässt sich nämlich auch anders verstehen. Es geht dann nicht darum, welche Zukunft die Demokratie haben wird, sondern welche Zukunftsversprechen, -visionen, -bilder, welche Zukünfte die Demokratie heute (noch) anzubieten hat.

Demokratien haben nicht nur eine Zukunft, die unausweichlich eintreten wird. Sie bringen immer auch Szenarien und Erwartungen hervor, sie erzählen sich selbst gewissermaßen eine Geschichte über die Zukunft. Diese Geschichten konkurrieren miteinander. Die demokratische Willensbildung ringt also immer mit der Frage: Welche Zukunft wollen wir? In Demokratien findet sich daher immer eine Pluralität von miteinander konkurrierenden Zukünften.

Die tatsächliche Zukunft stellt eine absolute Größe dar. Zukünfte im Sinne von Erwartungen, Hoffnungen, begründeter Zuversicht aber können mehr oder weniger gegeben, gleicher oder ungleicher verteilt, mehr oder weniger realistisch, plausibel, glaubwürdig sein. Die Zukunftsvisionen sind (anders als die tatsächliche Zukunft) dabei ein Gegenstand möglicher empirischer Forschung. Über die tatsächliche Zukunft können wir nur spekulieren, bestenfalls Szenarien entwickeln und Trends herausarbeiten und weiterdenken. Vor allem die Demographie und die Klimaforschung sind dazu zuverlässig in der Lage, in kürzeren Zeithorizonten gilt dies auch für die Epidemiologie. Alles andere bleibt Spekulation, weil wir die Zukunft eben nicht auf dieselbe Weise erforschen können wie die Gegenwart oder die Vergangenheit. Es ist daher kein Zufall, dass die »Zukunftsforschung« trotz aller redlichen Versuche nie zu einer fest etablierten akademischen Wissenschaft wurde.

Die Zukunftsvisionen, -bilder und -erzählungen der Demokratie können wir indes empirisch untersuchen, und zwar sowohl quantitativ als auch qualitativ. Die Erforschung politischer Utopien hat dies bezogen auf »vergangene Zukunft« (Koselleck) geleistet<sup>1</sup>, doch können wir auch gegenwärtige Zukünfte untersuchen.

Eine solche Beschäftigung mit Zukunftsvisionen stellt, in der Terminologie Niklas Luhmanns, eine Beobachtung zweiter Ordnung dar: Man kann hier nur beobachten, was und wie andere beobachten.<sup>2</sup> Man kann beispielsweise die Zukunftserwartungen von Unternehmen und Privathaushalten erheben, man kann literarische Fiktionen ausdeuten, man kann versuchen, Stimmungen im Sinne sozialer Hintergrundannahmen etwa an der Nachfrage nach fiktionalen Inhalten in Literatur, Film oder der Serienwelt dingfest zu machen. In all diesen Fällen geht es nicht um die Realität im trivialen Sinne, sondern um *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, um Bilder von *Realität*, um die Beobachtung von Beobachtungen.

Auch diese Beobachtungen der Welt sind indes Teil der Welt. Erwartungen, Szenarien, Phantasien – also auch Zukünfte – haben Auswirkungen auf die Wirklichkeit und die Zukunft. Fiktionale Zukünfte können selbst ein Instrument ökonomischer Machtausübung sein, wie Jens Beckert gezeigt hat.<sup>3</sup> Prophezeiungen können sich durch ihre verhaltensleitende Wirkung erfüllen, Inflationserwartungen eine echte Inflation provozieren, Kriegserwartungen einen echten Krieg entfachen. Zukunftserwartungen können brandgefährlich sein, sie können dazu dienen, Menschen grundsätzlich und existenzgefährdend zu bedrohen, ja in manchen Fällen können sie wahnhaftige Züge annehmen und in den Untergang führen.

Die These, die sich daraus beinahe unvermeidlich ergibt, lautet, dass die Zukunft der Demokratie von der Plausibilität, Verteilung und Qualität der Zukunftsvisionen der Demokratie abhängt. Doch ist diese These vielleicht weniger trivial, als es auf den ersten Blick zu sein scheint: Was die

Stabilität vieler Demokratien gefährdet, ist ein Mangel an Zukunft, an Zuversicht, an Perspektive.

## Demokratien ohne Zukunft

Lässt sich diese Hypothese plausibel machen? Vergleicht man die Krisensymptome in Ländern wie den USA, Großbritannien, Frankreich, Japan und Deutschland, so ergeben sich zumindest konvergierende Bilder. In den USA ist der *American Dream* für die gebeutelte Mittelklasse (*squeezed middle-class*) ausgeträumt. Zukunft gibt es hier noch an den Küsten (im *Silicon Valley* vielleicht eher zu viel als zu wenig), in den Oberschichten, bei denjenigen, die vom Aktienboom profitieren. Doch wollen weite Teile der Bevölkerung eher zurück, nämlich in eine Vergangenheit, in der sie mehr *Zukunft* hatten und vielleicht nicht Amerika selbst, aber zumindest Amerikas Zukunftsvisionen *great* waren.

Die politische Polarisierung besteht vor allem im Aufeinanderprallen miteinander unvereinbarer Zukünfte. Was sich beim Sturm auf das Kapitol in den USA (und ähnlich in Brasilia) entlud, war der antidemokratische Hass derjenigen, die nicht in eine Zukunft gezerrt werden wollen, die ihrer Zukunft widerspricht: ein Amerika, in der die Weißen eine Minderheit bilden und Frauen wie Kamala Harris das Sagen haben. Die Einwanderung aus Lateinamerika erscheint diesen Menschen wie die Ankündigung einer unheilvollen Zukunft, Trumps Mauer wie ein Schutzwall gegen diese Zukunft.

Ähnlich ist das Bild in Großbritannien, wo sich im Brexit-Votum eine Sehnsucht nach alter, imperialer Größe

(»Global Britain«), ein Wunsch nach vergangener Zukunft, ausdrückte. Boris Johnson bediente systematisch die Sehnsucht nach einer glorreichen Zukunft außerhalb der EU. Die Zustimmung zum Brexit war in jenen Grafschaften besonders groß, in denen der Mangel an Zukunft mit Händen zu greifen ist. Auch hier stieß eine fragwürdige Rhetorik in eine Lücke, die der Mangel an Zukunft gelassen hatte. Die vom britischen Journalisten David Goodhart beschriebene Spaltung zwischen *Somewheres* und *Anywheres* ist auch und vor allem eine Spaltung zwischen jenen mit und jenen ohne Zukunft, d. h. zwischen jenen, die die Zukunft auf ihrer Seite wissen, und jenen, die sich in der Defensive gegen eine Zukunft wähnen.<sup>4</sup>

Die Nostalgie, die Sehnsucht nach vergangenen Zeiten und vergangenen Zukünften ist in England besonders greifbar. Denn die alte Größe wurde nicht nur bei der Beerdigung der Queen mit viel Pomp gefeiert. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch die Alltags- und Popkultur. Daniel Craig muss als James Bond die Welt retten – und schafft dies nur, indem er auf alte, analoge Techniken zurückgreift. »Sometimes the old ways are the best«, heißt es in einer Schlüsselszene in *Skyfall*.

Ein besonders eklatantes Beispiel für den Mangel an Zukunft stellt vermutlich Frankreich dar. Der *déclinisme*, die detailreiche Schilderung des Niedergangs und Abstiegs, ist hier seit Jahrzehnten eine eigene Disziplin der schreibenden und kommentierenden Zunft. Den Auftakt machte 2003 Nicolas Baverez mit seinem Essay *La France qui tombe: un constat clinique du déclin français (Frankreich, das fällt. Ein klinischer Befund des französischen Niedergangs)*. Eine große Menge an Büchern diagnostizierte eine *malaise*,

einen »französischen Suizid« (so Éric Zemmour), einen Abstieg ins Chaos. Abstiegliteratur wird in manchen Buchhandlungen als eigenes Genre geführt und bekommt ein eigenes Regal.

Auch wenn die jungen Französinnen und Franzosen durch die hohe Jugendarbeitslosigkeit besonders geschlagen sind, so betrifft die Zukunftsangst nicht nur sie, sondern auch die Alten. Die Umfragen zeigen, dass Frankreich ein besonders hohes Maß an Pessimismus aufweist. Die Zeitschrift *ChallengeS* dokumentierte, dass dieser Pessimismus sich auch auf die Institutionen der Republik bezieht: Zwei Drittel äußerten, sie hielten die Demokratie für gefährdet.<sup>5</sup>

Doch in Frankreich sieht die reale Zukunft besser als die vorgestellte Zukunft aus: Lebenserwartung und Renten bei (noch) niedrigem Renteneintrittsalter sind hoch, der Sozialstaat ist umfassend ausgebaut, es gibt boomende Regionen wie Lyon und Bordeaux, innovative Unternehmen, originelle Ansätze im Bereich der Stadtplanung. Von außen betrachtet könnte man sich über den Mangel an Zuversicht nur wundern.

Und doch mangelt es vor allem an der »Peripherie« an Zukunft. Der Geograph Christophe Guilluy hat die Ungleichverteilung von Zukünften ausführlich beschrieben.<sup>6</sup> Sie erklärt sich nicht etwa als einfache Spaltung zwischen Paris und Nicht-Paris bzw. der *France profonde*, sondern durchzieht auch einzelne Regionen mit dynamischen Städten mittlerer Größe und abgehängten Gegenden. Dort macht sich eine lähmende *Bach-runter-Stimmung* breit, die ihrerseits auf das ganze Land abstrahlt.

Dass dieser Mangel an Zukunft demokratiegefährdend werden kann – und in Frankreich bereits ist –, zeigt ein Blick

auf diejenigen politischen Akteure, die aus der Situation Kapital schlagen. Rechtsextreme wie Éric Zemmour oder Marine Le Pen bieten ihre ganz eigene Zukunft an – auf einem Markt, auf dem die Nachfrage groß und das plausible Angebot klein ist. Der Groll gegen den amtierenden Präsidenten Emmanuel Macron wird vielfach auch damit begründet, er habe so viel Zukunft versprochen und so wenig davon ermöglicht.

In Frankreich gibt es für den Mangel an Zukunft sogar einen eigenen Begriff: *le présentisme*. Gemeint ist damit das gestresste Verharren in der Gegenwart. Alles ist dringend, alles muss sofort geschehen. Schon rein sprachlich droht vor allem Menschen aus bildungsfernen Schichten die Fähigkeit verloren zu gehen, anders als im Präsens zu sprechen. Das Perfekt und die indirekte Rede verschwinden. An ihre Stelle tritt ein Denken und Sprechen der Unmittelbarkeit (»Ich so: ... und er so: ...«). Schon sprachlich gesehen geht hier mit der Vergangenheitsform auch die Zukunft verloren.

Auch Japan – keine klassische, aber gerade deshalb eine sehr wichtige Demokratie – weist eine merkwürdige Lähmung auf. Die demographische Krise nimmt hier extreme Ausmaße an, die Überalterung ist überall zu sehen. Viele junge Japanerinnen und Japaner verzichten ganz auf Partnerschaften, wollen keine Kinder und leben gänzlich ohne Sex. In Japan (und inzwischen auch in einigen anderen Ländern) kann man im Rahmen einer Zeremonie sich selbst heiraten, bei der man sich selbst das Jawort gibt – ein seltsames Bild von Zukunft, das in einem merkwürdigen Kontrast zu jenen Hochzeitsfeiern steht, die eigentlich Zukunftsverheißung so stark veranschaulichen wie sonst nur Geburten.